

verlag  
der  
criminale

**F**rankreich in der Nachkriegszeit: Ein junger Deutscher erwirbt ein altes Haus in einem verlassenen Dorf in der Provence. Erst etwas misstrauisch von den Einheimischen beäugt, gewinnt er im Laufe der Zeit ihre Zuneigung. Doch eines Tages entdeckt er, dass seine Idylle ein Wespennest ist, unter dessen Oberfläche alte Feindschaften weiterschwelgen; Verrat, Verbrechen, Vernichtung sind ungesühnt geblieben. Doch die noch lebenden Opfer von damals finden ihren eigenen, teils sehr fragwürdigen Weg, die Vergangenheit zu bewältigen ...

Eine meisterhafte kriminalistische Dorfchronik vor dem Hintergrund der faszinierenden Landschaft der Provence.

WOLFGANG PETERS, 1939 in Herne/Westfalen geboren, studierte Romanistik und Germanistik in München, Montpellier und Würzburg. Anschließend unterrichtete er an Gymnasien in der Bodensee-gegend und betätigte sich zuweilen auch als Musikkritiker und Leiter diverser Theatergruppen. Er lebt heute abwechselnd in Frankreich und in Deutschland.

**Wolfgang Peters**

**Aven de Cervi**

**Eine kriminalistische  
Dorfchronik aus der Provence**

verlag  
der  
criminale

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:  
[www.verlag-der-criminale.de](http://www.verlag-der-criminale.de)

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliographie;  
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

November 2006

Verlag der Criminale

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2006 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN-10: 3-86520-232-2

ISBN-13: 978-3-86520-232-1

## Inhalt

Prolog .....	7
Reillane-sur-Jabron im Januar 1973 .....	9
Lagarde-d'Albion .....	14
Edouard Valat .....	24
Aven de Cervi .....	30
Joël, der Schmied .....	40
Mas du Sauveur .....	44
Solo für Piccoloflöte mit obligatem Hund .....	49
Von weiteren Hunden .....	54
Familie Reynard .....	57
Die Juden und die Stiefel der Teutonen .....	64
Was Edouard noch so alles weiß .....	70
Die Wolfsschlucht brennt .....	77
Adèle und die Ratten .....	80
Neue Perspektiven auch für Yves? .....	84
Und es waren Hirten auf dem Feld .....	92
De Profundis .....	97
Requiescat in Pace .....	99
Zweifaches Begräbnis .....	101
Et resurrexit .....	104
Zeittafel .....	113

Dell'empio che mi trasse al passo estremo  
qui attendo la vendetta.

*Ich warte hier der Rache an jenem Verräter,  
der mir das Leben raubte.*

(Lorenzo da Ponte/W. A. Mozart, Don Giovanni)

## Prolog

**A**vens nennt man die Karsthöhlen, die sich in südfranzösischen Kalkmassiven von der Erdoberfläche in die Tiefe bohren. In den *Avens* haben sich die Gewässer der Urzeit ihren Weg in die Tiefe gebahnt. Das Hochplateau d'Albion im Département Vaucluse, auf dem der *Aven* liegt, ist karg und von wenigen Bodenwellen abgesehen flach wie eine Tischplatte. An seinen äußersten Rändern, die oft im Dunst der Sommerhitze verschwimmen, wird es im Norden von den sanft ansteigenden kahlen Berghöhen des Mont Ventoux und der Montagne de Lure begrenzt, die fast zweitausend Meter Höhe erreichen und dahinter jeweils steil in die Täler stürzen. Im Süden ist es die Colline de Berre, hinter der es ebenso abrupt nach Apt hinuntergeht. Im tiefen Untergrund des stillen Plateaus jedoch brodeln unterirdische Flüsse, die sich aus unzähligen Sickergruben des löchrigen Massivs speisen und sich in der Tiefe durch riesige Höhlensysteme fressen, um irgendwo am Rande des Plateaus wieder ans Licht zu treten, zum Beispiel in der Fontaine de Vaucluse, wo die smaragdklare Sorgue an die Oberfläche tritt.

Ein *Aven* ist also das Gegenstück solcher Quellen. Es gibt unzählige solcher heute trockenen Löcher, sie haben Durchmesser von wenigen Zentimetern bis zu zwei oder drei Metern. Der *Aven de Cervi* aber ist anders.

*Anmerkung:* Von dem Kriminalfall abgesehen, basiert diese Chronik in weiten Teilen auf Tatsachen. Um niemandem zu nahe zu treten, wurden deshalb die Namen fast aller Personen geändert. Wer möchte, wird den *Aven* und das Dorf Saint-Trinit auf der Landkarte leicht finden. Die geographische Lage der anderen Orte und ihre Namen sind verschlüsselt.



## Reillane-sur-Jabron im Januar 1973

Zur Linken warfen die zyklischen Felsen im tanzenden Scheinwerferlicht gigantische Schattenbilder, hinter denen immer neue schartige Felswände ins Licht traten; das Kalksteinmassiv war von Spalten und Löchern zerfressen, aus denen braunes Eichengestrüpp wuchs. Zur Rechten gähnte der schwarze Abgrund der Jabronschlucht, jenseits des Flusses ahnte ich im Mondlicht hohe Felsenriffe. Nur wenige Kilometer zuvor waren die Eichen noch kleinblättrig und dunkelgrün gewesen, das waren jene immergrünen Steineichen der unteren Täler; aber nun wichen sie nach und nach jenen anderen, die im Hochland vorherrschen und im Winter ihre großen verwelkten braunen Blätter noch behalten, um sie erst im Frühjahr abzuwerfen. Die Straße führte jetzt kurz hintereinander durch zwei schmale gekrümmte Tunnel. Mit Gegenverkehr war um diese frühe und noch finstere Morgenstunde kaum zu rechnen; das gleichmäßige Brummen des Motors und das leichte Wiegen des Wagens gaukelten Sicherheit vor. Dennoch galt es, wachsam zu sein; wo hier am Tage die tief stehende Wintersonne die Restbestände des Schnees zwar auftaut, aber nicht trocknet, bildet sich nachts wieder tückisches Glatteis.

Ich wich behutsam herabgestürzten Gesteinsbrocken aus. Es war jetzt kurz vor sechs, in wenigen Minuten müsste ich Reillane erreichen.

Eine gute Stunde zuvor hatte ich das in Tiefschlaf versunkene Städtchen Villars-sur-Jabron in der Ebene durchfahren, seither wand sich der Wagen durch die Schlucht dem Plateau d'Albion entgegen. Nach zwölfstündiger nächtlicher Fahrt über eintönige Autobahnen klammerte sich das müde Auge an das helle Band der dem Fels abgerungenen Straße, und nach einer plötzlichen Wendung der Schlucht nach Osten gewahrte ich endlich einen leisen Schimmer am Horizont, der von lichthem Türkis nach oben ins Dunkelblau überging und dann vom Schwarz des Himmels aufgesogen wurde.

Im aufdämmernden Morgen zeichnete sich drüben der senkrechte Rocher des Abeilles ab, der die Schlucht mächtig überragte und ihr Ende ankündigte. Immer entschiedener behauptete sich das Türkis am Himmel; die Straße verlief nun eben, ja sogar nach einigen letzten Kehren wieder etwas bergab, und dann weitete sich das Hochtal, öffnete den Blick nach Norden in die verschneiten und blass schimmernden Berge der Baronnies, während sich gleich vorne zur Linken die Lichter eines Dorfes an den Berghang schmiegt; die Hänge

rechts führten zum Plateau d'Albion hinüber. Und dann versicherte ein Ortsschild, dass ich endlich in Reillane angekommen war.

Von der Route Départementale, die zum sechs Kilometer entfernten Städtchen Lagarde weitereilt, bog ich links zum Dorf hinauf ab und brachte gleich vor dem ersten Haus den Wagen zum Stehen. Es lag unmittelbar an der Rue de la Bourgade, von ihr nur durch ein paar Treppenstufen und die Terrasse getrennt.

Ich war angekommen.

Ich verließ den Wagen und wandte mich dem Terrassengitter zu, ein Käuzchen saß darauf, begrüßte mich mit schrillum Schrei und machte sich mit mächtigen Flügelschlägen davon. Da stand ich also im Halbdunkel vor dem Haus – meinem Haus, das ich vor einem halben Jahr von Madame und Monsieur Thomas vor Maître Mignard, dem Notar in Avignon, gekauft hatte, und drehte am runden Griff des Gittertürchens, das sich nur widerwillig öffnen ließ. Die Thomas' waren ein älteres Ehepaar aus Avignon und pflegten seit Jahrzehnten hier ihre Sommerfrische zu verbringen, waren aber nun endgültig in die Stadt zurückgekehrt; denn der einzige Laden im Dorf hatte dicht gemacht. Madame Thomas schaffte die Führerscheinprüfung einfach nie, und Monsieur Thomas war dafür ohnehin zu alt; ohne fremde Hilfe konnten sie hier also nicht mehr leben – so zumindest seine Erklärung. Später ergab sich dann noch eine andere Variante, aber ich will nicht vorgreifen. Jetzt würde ich erst einmal Besitz ergreifen und hier einziehen.

Am Abend des Neujahrstages war ich aufgebrochen, um am Morgen in dem mir noch nicht vertrauten und wahrscheinlich kaum heizbaren Haus anzukommen; ich wollte die Nacht über fahren, um beim ersten Sonnenstrahl die Haustüre zu öffnen, denn bei Licht hoffte ich, mich gegen die vorhersehbaren Katastrophen eher schützen zu können als zu nachtschlafender Zeit.

Eine Frage hatte mich während der Nachtfahrt immer wieder beschäftigt: Beim Kauf des Hauses hatte ich keinerlei Bedenken gehabt, mich hier in einem winzigen Dorf der Hochprovence niederzulassen, war ich es doch seit Jahren gewohnt, mich in diesem Lande frei zu bewegen, überall willkommen zu sein, wenn auch immer auf der Durchreise. Aber wäre ich als Fremder, ja als Deutscher, den wenigen älteren Bewohnern von Reillane-sur-Jabron auch auf Dauer willkommen? Auch mehr als zwanzig Jahre nach den Verbrechen der Besatzungszeit waren die Erinnerungen der Menschen hier noch frisch.

Womit ich allerdings gar nicht gerechnet hatte, war die Erschöpfung, die mich urplötzlich überfiel und mich der winterlichen Eiseskälte und den befürchteten Katastrophen erst recht auslieferte.

Unglücklicherweise trafen sie auch prompt ein, in einer Weise, die geeignet war, mich sofort in Verzweiflung zu stürzen und blindlings die Flucht zu ergreifen. Doch darüber zu zetern ist nicht die Absicht meiner Geschichte; Ähnliches wurde von anderen oft genug erzählt, mal lustig und auflagenstark, mal selbstkritisch, ja selbstquälerisch und um existenzielles Scheitern kreisend. Für solche Stoffe ist die Provence immer gut und bekannt, die Bibliotheken sind voll davon. Aber wen interessieren schon persönliche Katastrophen, die sich einer in seiner Naivität selbst einbrockt, wen interessiert ein Scheitern, wenn es nur dem Unvermögen des Opfers entspringt?

Nein, meine Geschichte will nicht auf eine private Katastrophe hinaus, sondern auf eine andere, mit der ich nicht rechnen konnte, die aber seit Jahrzehnten hier unterschwellig brodelte.

Steif und mit schmerzenden Gliedern war ich soeben aus dem Wagen gestiegen, da schlug mich eine erste Erfahrung in Bann, die ich nie mehr vergessen und wie eine Droge mein Leben lang immer wieder suchen sollte: Die Nachtluft war hart, eisig, trocken und angereichert mit rätselhaften Ober- und Untertönen, deren einzigartiges Gemisch ich erst nach Tagen entschlüsselte, eine Mixtur aus Erdgeruch, Dunst von Ziegenställen sowie dem Rauch von Holzfeuer in frostiger Luft, die man beißen zu können glaubte. Wer kennt schon den Winter in den Bergen der Provence!

Der Schlüssel zu den Holzläden meiner Haustüre ließ sich leicht im Schloss drehen, aber die beiden Flügel wehrten sich schrill in den Angeln. Die Tür selbst war frisch geölt; denn Monsieur Thomas hatte fürsorglich an seinen Nachfolger gedacht. Doch kaum war ich drinnen, schlug mir aus dem finsternen Gehäuse feuchte, modrige Grabesluft entgegen. Ich schauderte und war wie gelähmt. Obwohl aus dem europäischen Norden kommend, war ich auf eine solche Kälteattacke nicht gefasst. Nur allmählich löste ich mich aus der Erstarrung, ertastete im Halbdunkel hinter der Tür den Schaltkasten mit dem Hauptschalter und machte Licht.

Mit elektrischem Strom und dem für den Kamin mitgebrachten Holz gedachte ich, aller Probleme schnell Herr zu werden. Aber ich machte bald die Entdeckung, dass Holz noch lange nicht brennt, wenn man ein Streichholz daran hält. Und der leistungsstarke elektrische Heizkörper ließ umgehend sämtliche Sicherungen durchbrennen. So stand ich nach wie vor schauernd in Finsternis und Kälte. Bei einer Inspektion mit der Taschenlampe stellte sich heraus, dass die elektrische Anlage ein durch viele Generationen gewachsenes Labyrinth verschiedenster Systeme bildete, an das ich mich nicht heranwagen durfte. An Reparatur war zunächst nicht zu denken, und um mich zu bewegen

und zu wärmen, schleppte ich nach und nach das Gepäck vom Wagen heran und schloss dabei jedes Mal der rundum auf der Lauer liegenden, streunenden Katzen wegen die Haustüre. Ich liebe Katzen, aber ihr verführerisches Miauen erschien mir hier etwas aufdringlich.

Danach inspizierte ich mit Hilfe der Taschenlampe die Schlafräume im ersten Stock, wohin ich über eine gewundene, von dichten Schimmelflocken überzogene Stiege gelangte, die mit kleinen roten Fliesen ausgekleidet war; die Vorderkanten der ausgetretenen Stufen waren aus dunkel gebeiztem Eichenholz. Oben lagen zur Straßenseite hin zwei schmale Schlafzimmer, ein blaues und ein gelbes. Zur Rückseite gab es ein feuchtes, fast lichtloses Zimmer mit nur einer kleinen Fensterluke sowie eine fensterlose Abstellkammer.

Beim Anblick des breiten Bettes im blauen Zimmer überfiel mich die Erschöpfung endgültig; ich ließ mich fallen, gleichviel ob ich schlafen oder erfrieren würde. Die Stiefel konnte ich gerade noch abstreifen, dann wickelte ich mich mitsamt meiner Winterkleidung in die bereitliegenden Wolldecken.

Ich erfror nicht, denn irgendwann am Spätvormittag wachte ich auf. Es war stockdunkel, doch brachen feine, gleißende Strahlen durch die Astlöcher der hölzernen Läden und projizierten kleine Ovale an die Wände. Einer der Strahlen durchquerte just die Dampfwölkchen, die über meiner Nase aufstiegen, und ließen unzählige Staubpartikelchen tanzen. Vorsichtig streckte ich eine Hand aus den Decken, doch zog ich sie sogleich ins Warme zurück und döste weiter. Irgendwann aber musste ich mich doch überwinden, warf die harten und schweren Decken ab, sprang hoch und stand nun auf eisigen Steinfliesen, wie man sie überall in den unheizbaren Häusern des sonnigen Südens findet. Knarrend ließ sich der barocke Fensterbügel öffnen, die *espagnolette* – Welch hübscher Name! Die Stange drehte sich knirschend in ihren Ösen, dann öffneten sich die beiden Fensterflügel, und ich stieß heftig die klemmenden Läden auf, die hell gegen die Hauswand knallten.

Blendendes Licht durchflutete das Zimmer und erfüllte es sogleich mit wohliger Wärme. Ich blinzelte in die Sonne, die knapp über dem Dach des Hauses gegenüber stand. Als sich meine Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten, fiel mein Blick rechts auf die kahlen Linden unten an der Hauptstraße nach Lagarde, die ich heute früh verlassen hatte. Jenes Städtchen musste irgendwo zur Linken liegen, war aber durch Häuser und Bäume verdeckt.

An ein Frühstück war in meiner Gletscherhöhle nicht zu denken, zumal das einzige Fenster des Esszimmers unten im Erdgeschoss noch im Schatten lag. Auf nach Lagarde!

Als ich schließlich aus der Haustüre in die wärmende Sonne trat, vernahm ich ein »Bonjour, Monsieur!«.

Ja, richtig, da gegenüber stand ein hagerer, katerhafter Alter, der geschäftig kaute. Ich erwiderte den Gruß, stellte mich als den neuen Nachbarn vor und überquerte die Straße, um ihm die Hand zu drücken; ich sah in sein von einer weißen Mähne umrahmtes, durchfurchtes Gesicht mit verblüffend blauen Augen, die seltsam leblos erschienen. Zwischen die Lippen hatte er einen trockenen Lavendelhalm geklemmt, den er wohl von den Büschen am Straßenrand abgezupft hatte. Eine hellbraune Katze stemmte ihren Buckel hoch und rieb ihn geil an seinen Beinen.

Er freue sich, so versicherte er, einen neuen Nachbarn zu bekommen; das klang zwar nicht unaufrichtig, aber etwas distanziert und misstrauisch. Vielleicht hatte er ja mit den vorigen Nachbarn seine Schwierigkeiten gehabt, oder sie mit ihm.

»Ich bin heute früh im Dunkeln angekommen. Jetzt habe ich ein Problem mit der Elektrizität im Haus.«

»Oh, davon verstehe ich nichts, wahrscheinlich sind es die Sicherungen. Aber dafür ist in Reillane nur einer zuständig: Yves Blanc. Da wäre eventuell auch noch Piard, gleich hier nebenan. Aber den würde ich nicht fragen, der ist nämlich *fada*.«

Yves sei der Richtige, zwar auch verrückt, aber nicht so philosophisch verquer wie Piard. Mit einem Finger tippte sich der Monsieur an die Stirn und deutete dabei mit leichter Drehung des Handgelenks an, was er unter *philosophisch* und *fada* verstand. Dann erklärte er mir, wo ich Yves finden würde: am anderen Ende des Dorfes, kurz bevor die Rue de la Bourgade wieder in die Straße nach Lagarde mündete.

»*Allez donc voir Yves!* Er wohnt neben seinem Schrotthaufen, dem Lehrer gegenüber, gleich bei der Schule. Vor dem Haus steht immer sein 203 mit Anhänger.«

Dieser damalige Wagentyp von Peugeot hatte mit den eleganten, unter ähnlicher Bezeichnung bekannten Boulevardflöhen dieser Automarke von heute nichts gemein, es war eine ernste, schwerfällige und meist schwarz lackierte Limousine von legendärer Unverwüstlichkeit und wurde im Volksmund deshalb auch als *corbillard*, das heißt Leichenwagen, bezeichnet, was sie in einer längeren Version denn auch häufig war.

## Lagarde-d'Albion

Den Besuch bei Yves Blanc verschob ich auf später, denn eine krampfhaftige Beklemmung im Magen mahnte mich dringend an das Frühstück. Ich setzte mich in den von der Sonne bereits wohligh erwärmten Wagen und fuhr in das sechs Kilometer entfernte Lagarde. Über den Wiesen des Tals schwebten flache Nebelschleier, aus denen geisterhaft die senkrechten Pappelreihen ragten, die den oberen Lauf des Jabron säumten. Die Straße verlief in einigem Abstand parallel zum Flüsschen durch das Hochtal; dann ging es in Kehren nach Lagarde hinauf, das wie ein Adlerhorst einen Vorsprung des Plateau d'Albion krönte und sein graues Gemäuer in den tiefblauen Himmel reckte.

Oben lief ich durch leere Straßen in staubtrockener, beißend kalter Luft, fand zwei Bäckereien, zwei Metzgereien, einen Tabakladen mit Zeitungen und auch mehrere Cafés, in denen es sicher Leben gäbe; durch eine schmale Gasse gelangte ich auf einen stillen Platz mit einem plätschernden Brunnen, an dem sich längere Eiszapfen gebildet hatten. Vom gedrungenen Vierungsturm der alten Kirche schlug es zehn. Eine Seite des Platzes war von mittelalterlichen Rundtürmen begrenzt, Resten der Befestigungsanlagen eines früheren Schlosses, ferner gab es einen Blumenladen und einen Schuhmacher. Ein im Winter geschlossenes Hotel und Restaurant mit dem verheißungsvollen Namen *Louvre* und ein Bestattungsinstitut namens *Pompes funèbres*, mit bunten Bouquets aus Keramik, marmornen Beileidstäfelchen und Särgen in der Auslage, vervollständigten das Bild des Platzes. Nicht gerade ein Abbild der sprudelnden mediterranen Lebensfreude. Aber es war schließlich Winter. Und richtig: Vor dem Bestattungsinstitut parkte ein großer schwarzer Peugeot 203, die längere Version.

Fürs Erste besorgte ich mir in einer der beiden Bäckereien zwei noch warme, duftende Croissants und im *bureau de tabac* die regionale Zeitung *Le Provençal*; dann betrat ich das *Café du Commerce* an der Hauptstraße, direkt an der Abzweigung nach Saint-Trinit. Bei der Wirtin, die hinter ihrer zischenden und dampfenden Espressomaschine hantierte, bestellte ich einen großen *café au lait*, einen *double*, setzte mich an ein Eisentischchen mit rechteckiger Marmorplatte ans Fenster und hielt vom behaglichen Posten aus Umschau. Als sie servierte, fiel mir auf, wie zierlich die etwa fünfzigjährige Ma-

dame war; ihr von dunklen Haaren umrahmtes Gesicht zeugte von Noblesse, ihre dunklen Augen wirkten ernst, fragend und wissend zugleich. Sie dosierte ihr Lächeln mit einer feinen Spur Intelligenz und vorsichtiger Distanz. Obwohl sie um einiges älter war als ich, schloss ich die Perle sofort in mein Herz und beschloss, wenn ich ohne meine Familie hier war, künftig nur bei ihr meinen Morgenkaffee einzunehmen. Dass auch sie mich ins Herz schloss, gab sie in all den Jahrzehnten nie zu. Yves Blanc verriet es mir vor nicht langer Zeit. Der musste es wissen!

Der heiße Milchkaffee und der erste Biss ins nach Butter schmeckende, knusprige Croissant ordneten fürs Erste mein Befinden. Die Blätterteigkrümel meines Croissants fielen zu Boden, aber der war ohnehin mit Sägemehl bedeckt. Die wenigen rauchenden Gäste beachteten mich nicht, und ich sie nur wenig; vielmehr weckten die Wände des Cafés mein Interesse. Die Wirtin hatte sie über und über mit jahrzehntealten, gerahmten Werbeplakaten behängt, eine fesselnde Studie der *apéritifs* und Schnäpse aus Großvaters Zeiten und der Kaffeesorten aus Frankreichs kolonialer Vergangenheit; es fehlten auch nicht die drei Plakate von Marcel Pagnols Filmtrilogie über den Hafen von Marseille aus den dreißiger Jahren, *Marius*, *Fanny* und *César*.

Draußen auf der Straße war es nach wie vor still. Nur einmal öffnete sich gegenüber die Ladentür der Bäckerei: Ein in eine gesteppte Jacke gehülltes, von unzähligen Besorgungen gebeugtes Weiblein hielt fröstelnd einen Wollschal über dem Kopf zusammen, schlurfte in Pantoffeln mit seiner Baguette ein paar Häuser weiter und verschwand in der *quincaillerie*, wo es außer Eisenwaren auch Haushaltsartikel zu kaufen gab. Die Ladenfassade bestand, wie bei fast allen Geschäften hier, aus einem ziemlich vermoderten Holzrahmen mit klassizistischen Gesimsen und Profilen, die das Schaufenster und die Eingangstür zu einer schmucken Einheit zusammenfassten; der originale blaue Anstrich war verwaschen und über der grauen Holzfläche nur noch stellenweise erkennbar, dafür hingen vom zierlichen Balkongitter im ersten Stock üppige Geranien herab, vermutlich aus Plastik, wenn ich die Jahreszeit bedachte. Die bucklige Alte war *La Marguerite*, wie ich später erfuhr, als ich bei ihr regelmäßig Schrauben, Nägel und Glühbirnen besorgte.

Aus dem *bureau de tabac* trat nun ein eher vornehmer Herr im Mantel, eine Zeitung unter dem Arm; Notar oder Apotheker, mutmaßte ich. Ansonsten jagte der scharfe Nordwind nur trockene Blätter über das Pflaster.

In dieses Lagarde, beziehungsweise in das benachbarte kleinere

Reillane, hatte mich nun also meine Suche nach einem dem Lärm der Welt fernen Refugium geführt. Natürlich wusste ich, dass dies eine naive Illusion sein konnte, denn viele jener Nordlichter, die auf der Flucht vor ihrer Zivilisation sich hier in südlicher Einsiedelei niederließen, wurden Opfer einer fatalen Selbsttäuschung – wie seinerzeit Eleonore und Didier. Sie war eine einstige deutsche Studienfreundin, die während eines Auslandssemesters in Paris einem sympathischen und geistreichen Weltverbesserer namens Didier verfiel, bald schon ihr Studium abbrach und mit ihm am Mont Ventoux Ziegen hütete. Mühselig restaurierten sie Teile eines eingestürzten Bauernhofs, aber nach weniger als zwei Jahren hielten sie aus Angst vor sich selbst nicht mehr stand, beschuldigten den Partner, trennten sich und rannten doch nur vor sich selbst davon. Die mit viel Liebe und Schulden restaurierte Ruine lag wieder verlassen und fiel an eine Bank: Die jungen Eroberer waren ruiniert. Ich habe sie aus den Augen verloren.

Die einsamen »Paradiese« der Haute-Provence verzeihen keine Fehler, sie konfrontieren den, der sich ihnen aussetzt, erbarmungslos mit sich selbst und entlarven den, der meint, mit seiner zu engen Welt nicht mehr zurecht zu kommen, aber im Grunde nur sich selbst nicht erträgt. Hier sucht er zuerst die Weite, dann aber bald schon wieder das Weite.

Ich aber war entschlossen, keinen Illusionen aufzusitzen; außerdem gedachte ich auch nicht, dauernd hier zu leben, und für den Notfall besaß ich ja ein tüchtiges Automobil, das mich bei der geringsten inneren Bedrohung ins Leben zurück und außer Gefahr brächte, zum Beispiel nach Avignon oder Marseille. Bei Bedarf würde mich auch die französische Staatsbahn, die altehrwürdige SNCF, in einer Tagesreise bis Paris oder zu anderen Fluchtburgen bringen. Und im Übrigen gab es noch meine Familie, die ich öfters mit hierher bringen würde. So war ein Scheitern kaum zu befürchten, und das Weite würde ich allenfalls nur vorübergehend suchen. Heute, dreißig Jahre später, braucht der TGV von Avignon gerade noch zweieinhalb Stunden bis Paris, aber ich brauche ihn nicht und bin immer noch hier, wenn auch mit manchen Unterbrechungen; denn das Brot, das ich in Reillane esse, muss ich in meiner deutschen Heimat verdienen.

Damals wollte ich es also mit Reillane und Lagarde versuchen, wobei Letzteres mich, wie sich im Lauf der Jahre herausstellte, immer wieder etwas enttäuschte, dem Ort ließ sich trotz seiner malerischen Lage auf die Dauer kaum ein verklärender Mythos abgewinnen, abgesehen vom quirligen Wochenmarkt am Mittwoch, der einen durch existentielle Freuden vom Essentiellen ablenkte; an diesem Wochen-